

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 57 (1977-1978)
Heft: 5

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

ALEXANDR KLIMENT, «DIE LANGEWEILE IN BÖHMEN»

«Nuda v Cechách» – Die Langeweile in Böhmen» – aus dem tschechischen Originalmanuskript ins Deutsche übersetzt von Alexandra und Gerhard Baumrucker, heisst es im Impressum. Das ist heute böhmisches Schicksal. Dort darf dieser aussergewöhnliche Roman nicht erscheinen. Dabei ist es kein politisches Buch, keine doppelsinnige Satire, wie wir sie von Bohumil Hrabal kennen, keine gezielte Polemik, wie sie Pavel Kohout schreiben kann, kein schlüsselhaftes Tendenzstück, wie Václav Havel, kein offener Angriff, wie Ludvík Vaculík sie vorlegen. Der letzte Satz des Romans: «Natürlich hätte es auch eine Landschaft irgendwo vor Moskau, bei Heidelberg oder in Utah sein können, aber es geschah mitten in Böhmen. Und hier bin ich also.» Nun – Alexandr Kliment's Roman konnte nur in Böhmen spielen¹.

Kliment gehört zu den Verfemten der neu-alten Ära. Der 48jährige, aus dem nordböhmischen Turnau stammende, 1951 mit 23 Jahren aus politischen Gründen vom Pädagogikstudium relegierte Schriftsteller, war 1968 einen Frühling lang Mitarbeiter der «Literarní Listy». Er gründete mit Freunden den «Kreis unabhängiger Schriftsteller». Heute ist er Hotelportier. Zwei Fernsehstücke machten ihn breiter bekannt: «Das Barometer», ein Philemon-und-Baucis-Stück aus der Tschechoslowakei der sechziger Jahre, und «Fondue neunzehn-fünfunddreissig», eine Satire auf die zivilisationsgeschä-

digten Stadtmenschen, die sich in die Idylle einer Landkommune flüchten wollen. Das Problem wird als Witz erzählt: «Zwei treffen sich. Sagt der eine, es wird schlimm. Sagt der andere: Gibt's Krieg? Sagt der eine, noch schlimmer. Sagt der andere: Hunger, Kälte, Revolution? Sagt der eine, noch schlimmer – es geschieht überhaupt nichts.»

Das ist jener typische Prager Humor zwischen Selbstironie, Melancholie und Resignation. Ein Hauch davon, viel zarter gewiss, liegt über dem neuen Roman «Die Langeweile in Böhmen». Es sei nicht verschwiegen, dass Kliment durchaus auch andere Töne kennt. Sein Essay «Intellektuelle», der im tschechischen Untergrundverlag «Petlice» erschien und im Sonderband Prag der Zeitschrift «Kontinent» vor einem Jahr deutsch veröffentlicht wurde, beschreibt das Schicksal der verstoßenen Intellektuellen seines Landes nicht ohne Polemik gegen sich selbst: «Wir haben genug über existentielle Grenzsituationen gegrübelt, gelesen und geschrieben, jetzt erleben wir sie.» Er endet: «Das Dasein der verstoßenen Intellektuellen ist eine lebenslängliche Strafe, es entlässt niemanden, es sei denn zu ihren Nachbarn – ja, dorthin, zu den «Asozialen».»

Nach dem Einmarsch der brüderlichen Truppen nahm Kliment – wie er einmal sagt – Zuflucht im «Asyl der Allegorien». Seine drei Erzählungen «Anständige Leute» waren Geschich-

ten, in denen sich der neue Kliment, oder nennen wir ihn den eigentlichen, andeutete, in denen sich der Einzelne, nicht als der Private, wohl aber als der Einmalige, Einzigartige zeigt mit seiner Schuld, seinem Schuldigwerden, seiner ohnmächtigen Allmacht. 1967 hat er es auf dem berühmt gewordenen Prager Schriftstellerkongress in ein Credo gefasst: «Die Welt liegt nicht wie ein zu handhabender Gegenstand vor uns, sondern tritt in das Innere ein und wird da zu Bildern, zu Bildern der Begeisterung und der Trauer, zu Bildern der Anteilnahme und gleichzeitig zu Protesten gegen alles, was mit dem individuellen Gewissen nicht in Einklang steht, mit der Weltauffassung.»

Die Erzählung «Polibek» (Der Kuss) zählt Kliment selbst zu seinen Eigenporträts, wenn er auch einschränkt, dass er vielleicht nicht so anständig und übertrieben freundlich sei wie die Hauptperson. Dieses kurze Stück makeloser tschechischer Prosa, das seine Liebe zu Kafka und Camus nicht versteckt, beginnt: «Man sagt mir nach, ich sei ein weicher Mensch, viel zu anständig und übertrieben freundlich, betulich bis zur Abträglichkeit. Ich wiche immer wieder zurück, machte nie jemandem Vorwürfe, könnte mich keinem Gegner stellen. Aber wo ist denn der Gegner?» Die Antwort auf diese Frage liest man später: «Ich bin gleichgültig und daher frei.»

Diese Freiheit ist alles andere als asozial. Er trägt an seinem Böhmen wie an einem Kreuz, das er nicht abwerfen darf. Der Roman, der als Plan einer Emigration beginnt, endet: «Es geschah mitten in Böhmen. Und hier bin ich also.» Und immer wieder fordert er auf zum Leben in, zur Treue zu Böhmen. «Es ist nicht vollbracht, sollte

auf unseren Kreuzen stehen», heisst es da, und an anderer Stelle: «Überleben! Hier muss überlebt werden, denn, wie der Dichter sagt, zum Rebellieren sind wir zu wenige.»

Jener Architekt Mikulas Svoboda, der Held des Romans, ist nicht so edel wie die Hauptperson in «Der Kuss», auch nicht so frei, ein Landschaftszerstörer (mit sozialistischen Arbeitersiedlungen) wider Willen, unentschlossen zwischen vier Frauen, böhmisch katholisch durch die Muttermilch, doch unfähig zu glauben, auf heimatlose Weise wie mit Ketten an die böhmische Heimat gefesselt, beamtenhaft pedantisch, pflichtbewusst und doch ohne Liebe zum Beruf, ein Landkind in den Krallen von Mütterchen Prag, das sich immer wieder für Tage und Stunden ins Grenzland hinausflüchtet zu seinem Freund, den Pfarrer Štěpán, dem auch der Glaube nicht mehr recht gelingen will, doch der ihn im frommen Tun wiederzufinden hofft. Mikulas ist ein in seiner Unentschiedenheit typischer Intellektueller, typisch Tscheche, mehr noch typisch tschechischer Intellektueller, im Herzen Europas zwischen Kulturen, zwischen Machtblöcke, zwischen Gefühls- und Denkwelten gesetzt. Im Grenzland reflektiert Mikulas Svoboda – oder nennen wir ihn Alexandr Kliment – im Gespräch mit seinem geistlichen Freund: «Die alteingesessenen Deutschen hatten nach dem Krieg fortgehen müssen. Ich glaube nach wie vor, dass dies nicht recht und nicht nötig war. Der Kampf hatte doch einem Regime gegolten und nicht einem Volk. Aber das hatten wir nicht begreifen wollen und die Deutschen aus Böhmen ausgewiesen. Uns selbst haben wir dadurch aus Europa vertrieben. Als könnte die Entscheidung einiger Präsi-

denten die tausendjährige Tradition eines Landes wegwischen, das immer zweisprachig gewesen war. Und die beiden Sprachgruppen hatten sie, statt sich zu verständigen, ausrotten wollen. – Jeder einzelne, der wegen eurer Kollektivschuld und des Kollektivverbrechens des Krieges seine Heimat verliess, hat sein individuelles Schicksal mitgenommen, das nicht unbedingt von Schuld und Verbrechen belastet sein musste. Diese Leute werden freilich nie mehr hierher zurückkehren, aber ihre Geschichten sind uns geblieben.»

Das ist die böhmische Geschichtsschulphilosophie des Alexandr Klement, von der schon eingangs andeutungsweise gesprochen wurde. Sie wird an anderen Stellen nicht so abstrakt und deshalb dichterischer ausgesprochen, wie das Buch immer dort am stärksten wirkt, wo Allegorie und Bild an die Stelle der puren Aussage treten.

Und das ganze Buch ist eine Allegorie in Bildern aus Böhmens Hain und Flur und der grau-goldnen Stadt an der Moldau. Der Roman ist es noch in einem tieferen Sinn. Der innere Kampf des Mikulas Svoboda, entweder mit einer geliebten Frau nach dem Westen zu gehen oder daheim zu bleiben, findet zu jener Zeit statt, als diese Entscheidung vielen offen stand, vor allem den

Intellektuellen: im Prager Frühling, auch wenn diese politischen Ereignisse beschwiegen werden, soviel von anderen – wie Stalins Tod und der Sprengung seines Monuments auf der Letna – die Rede ist. Heute, fast zehn Jahre danach, mag Alexandr Klement damit sich und allen, die wie er geblieben sind, ein Trostbüchlein geschrieben haben. Von ihnen schrieb er in dem schon einmal zitierten Essay «Intellektuelle»:

«Der Pfarrer streicht Fenster und Türen, der Soziologe zeigt Touristen alte Burgen. Der Philosoph ist Nachtwächter geworden, der Essayist Lagerwaltung, der Dichter Schwimmlehrer, der Journalist Taxifahrer, der Politiker planiert den Boden, der Literaturwissenschaftler weist Theaterplätze an, der Erzähler ist Nachtpörtier, der Literaturkritiker bohrt Brunnen, der Regisseur stempelt Briefe im Postamt ... ihnen allen wurde gekündigt, das Regime der Funktionäre erklärte ihre Arbeit für unerwünscht.»

Was ihnen ein Trostbüchlein sein mag, ist uns ein Zeugnis für die vitale Kraft heutiger tschechischer Prosa.

Leonhard Reinisch

¹ Alexandr Klement, Die Langeweile in Böhmen, Reich-Verlag, Luzern 1977.

MOSKAUER GESCHICHTEN

Zu den Romanen von Jurij Trifonow

Als 1969 Jurij Trifonows Erzählung «*Der Tausch*» erschien, wusste man noch nicht, dass der Autor sich das Ziel gesetzt hatte, Moskau und sein intel-

lektuelles Milieu zum Zentrum eines literarischen Werkes zu machen, dessen Eigenart darin bestand, dass er das Da-sein seiner Helden an das zivilisatori-

sche, kulturelle und materielle Wachstum der Kapitale im Strom der Zeit band. Mittlerweile sind Trifonows Moskauer Geschichten auf insgesamt fünf angewachsen. Alle fünf sind auch bereits ins Deutsche übersetzt worden: zuerst «*Der Tausch*» und «*Langer Abschied*», jetzt, in rascher Aufeinanderfolge, «*Zwischenbilanz*», «*Das andere Leben*» und «*Das Haus an der Moskwa*».

«*Zwischenbilanz*» kann daher in diesem Récit oder Roman fleuve mit wechselnden Helden und wechselnden Handlungen, aber einer durchgehenden inneren Idee auch programmatisch verstanden werden¹. «*Zwischenbilanz*» ziehen alle, Trifonows Männer und Frauen, deren literarisches Leben an einem beliebigen, weil undramatisch akzentuierteren Augenblick einsetzt und ebenso beliebig abgebrochen wird, mögen sich in der Zwischenzeit auch die kompliziertesten seelischen Zusammenbrüche ereignet haben. Der Strom der Zeit, der Staub der Alltagsnichtigkeiten unterspült sie oder schüttet sie gänzlich zu. «*Zwischenbilanz*» zieht auch der Autor, der immer wieder als Kommentator und Beobachter an der Peripherie des Berichts auftaucht; sei es, um darüber Auskunft zu geben, wie sich die Stadt baulich verändert hat; sei es, um in einer Art Epilog mitzuteilen, an welchem inneren Entwicklungspunkt ihre grau in grau gehaltene Krankengeschichte angelangt ist: im «*Tausch*» der Zusammenbruch einer Ehe; im «*Langen Abschied*» die Auflösung eines eheähnlichen Zustandes; in «*Zwischenbilanz*» Scheitern und Kitt einer zwanzigjährigen Lebensgemeinschaft, was letzten Endes dem Eingeständnis seelischen Bankrotts gleichkommt; im «*Anderen Leben*» dann, akzentuierter und de-

monstrativer, der Tod des «positiven», im «*Haus an der Moskwa*» aber Aufstieg und Arrivismus des «negativen» Helden, was gleichfalls ein trübes Licht auf die Verhältnisse wirft. Das heisst, es gibt kommunizierende Inhaltselemente, es gibt ein gemeinsames seelisches Klima, das so etwas wie eine innere Geschlossenheit vortäuscht und das, obwohl immer und stets Brüchigkeit und Verstörtheit am Schicksal eines, zweier oder auch gleich mehrerer Menschen demonstriert wird: kühl und doch nicht zynisch, diskret und doch mitteilsam, auf Distanz bedacht und doch intim.

In «*Zwischenbilanz*» verlässt der im Ich-Stil berichtende und beichtende Gennadij Alexejewitsch seine Familie, weil er sich bei Frau und Sohn überflüssig vorkommt. Nun sitzt er im glühendheissen Turkmenien, um (Gennadij ist ein renommierter Übersetzer) das dreitausend Zeilen lange Poem «*Goldflöckchen*» aus dem Turkmenischen ins Russische zu übertragen. Gennadijs inneres und äusseres Elend – die Arbeit macht keine Freude, obwohl sie Geld einbringt, physisch ist er dem Infarkt nahe – ist typisch für ein intellektuelles Milieu urbaner Prägung. Es ist ein universales Symptom, ein Leiden an der Umwelt und an sich, das sich, unter nur leicht veränderten Umständen, in Paris, München, New York manifestieren könnte. Midlife crisis der Wohlstandsgesellschaft auf ökonomisch bescheidenerer sozialistischer Basis. Das macht Trifonow, vergleicht man ihn mit anderen sowjetischen Erzählnern, zum «westlichsten» russischen Autor. Er braucht keine Mauern abzubauen, um Missverständnisse aus dem Wege zu räumen. Man versteht ihn vom ersten Wort, weil hier, ohne dass für einen Augenblick die spezifische Mos-

kauer Atmosphäre ausser acht gelassen wird, die fidele Untergangsstimmung jener über die Welt verstreuten Gebildetenclique nachgezeichnet wird, die nach einem Ausweg aus der Sackgasse innerer Verstörtheit sucht, der ihr, zumindest in Gennadijs Fall, versagt bleiben muss.

Die sowjetische Kritik hat beklagt, dass Trifonows Menschen kein würdiges Reifen und Altern kennen, dass sie im Strudel kleinster Alltagsnichtigkeiten untergehen; dass sie keinen ideologisch verbindlichen Standpunkt haben. Menschen scheitern, Ehen gehen kaputt, Ideale verwischen sich, Gefühle verkümmern – auch im Sozialismus. Zwar bietet sich Gennadij in der jungen Krankenschwester Walja, die ihn nach seinem Herzanfall pflegt, so etwas wie eine neue Liebe an, aber diese Hoffnung erweist sich als Selbstbetrug. Gennadij kehrt nach Moskau zurück, zu seiner gleichgültigen Frau, in die altbekannte Misere, in einen Zustand also, den man am besten mit Verzagtheit bezeichnen kann.

Doch gerade durch diese existentielle Verunsicherung wird höchste psychologische und gesellschaftliche Authentizität erreicht. Ohnehin entspricht der Zustand der Ungewissheit dem Stil eines Autors, bei dem sich Zusammenhänge aus dem scheinbar Zusammenhanglosen ergeben. Es ist, als ob ein Stein in stehendes Gewässer fällt, das plötzlich in Bewegung gerät, Tiefe verrät, Strudel entwickelt, Geheimnis entfaltet. Jemand zieht ein, jemand anderes zieht aus; irgendwo, irgendwann trifft der und der mit dem und dem zusammen, später erweist sich das als höchst bedeutungsvoll. Das Glück wechselt, ebenso das Unglück und das Geld. Männer trennen sich von Frauen,

Frauen von Männern. Das System der Verschachtelungen, Verschränkungen, Verfilzungen, aus dem sich das Sozialfresco intellektuellen Lebens ergibt, kreist ein Problem ein, das auch für Intellektuelle anderer Länder von Bedeutung ist, das Problem der Entfremdung, nicht nur in der spätsozialistischen Industrie- und Konsumgesellschaft, sondern in einer Welt schlechthin, die sich ins Unübersichtliche verändert. Das Resultat dieser drangvollen Entfremdung ist das Trifonowsche Suchen und Sich-Sehnen nach einem existentiell und qualitativ «anderen» Leben, und auch das, wie schon bei Tschechow, meistens vergebens.

Und doch kündet sich in den nächsten beiden Moskauer Geschichten bereits eine Wandlung an. Der Autor gibt die neutralisierende Distanz zu seinen Figuren auf, indem er im «Anderen Leben» zum erstenmal einen, wie es heisst, «ganz und gar sittlichen Menschen²», und im «Haus an der Moskwa» einen Helden konzipiert, der alle Merkmale des Negativen trägt. Zugleich wird auch die sowjetische Milieukomponente stärker in den Vordergrund gerückt. Es wird zusehends «zügiger», weil historisch zeitbedingter, besonders im «Haus an der Moskwa».

Was ist das eklatant Positive an Trifonows Sergej Afanasjewitsch im «Anderen Leben», der ganz plötzlich, ohne eigentlich krank zu sein, im Alter von zweiundvierzig Jahren stirbt? Wer, was verursacht diesen jähren, unvorhergesehenen Tod? Seine berufliche Misere? Seine Ehe, die wie alle Trifonowschen Ehen gut beginnt und dann irgendwann Schiffbruch erleidet? Seine Seelenstruktur, die sich der Belastungen des Lebens nicht erwehren kann? Einen «schwächeren», charakterloseren Ser-

joscha hatte man bereits in dem Pechvogel Grischa Rebrow im «Langen Abschied» kennengelernt, wie es denn überhaupt vorbereitende Phasen, eskalierende Tendenzen gibt, die sich von Moskauer zu Moskauer Geschichte steigern: berufliche Intrigen, die zur Katastrophe werden; Liebesgeschichten, die sich bis zur Wurzel der Existenz herantasten, Charaktere, die sich schicksalhaft, weil konsequent verdichten.

Während also Sergejs Vorgänger, der Schriftsteller Grischa Rebrow, sich nach anfänglichem zähen Widerstand ins Unvermeidliche ergibt, was bei Trifonow Anpassung und Lebenslüge heisst, stirbt Serjoscha, weil er sich nicht anpasst. Das Ergebnis dieser erschöpfenden Reibung ist eine permanente Lebenskrise an allen Polen seiner Existenz: in der Ehe – seine Frau liebt ihn über alles und missversteht ihn in allem; im Beruf – Sergej lässt sich in seiner Kompromisslosigkeit zum Versager abstempen; im Umgang mit Menschen, die er grundsätzlich falsch beurteilt, weil er von sich selbst ausgeht. So rutscht er schliesslich in seiner wissenschaftlichen Laufbahn (Sergej ist Historiker) von Stufe zu Stufe bis zu jener «Karriereunfähigkeit» ab, wo es kein «Aufwärts» mehr gibt, für Sergejs Geschichtsbewusstsein das Ende seiner intellektuellen Existenz. Klimuk siegt an allen Fronten, ein Pyrrhussieg, daran lässt Trifonow keinen Zweifel, hat doch Sergej ganz unaufdringlich und alltäglich sich jenem «anderen» Leben angenähert, ohne das das Leben sinnlos ist. Dies in der für den Autor typischen Konstellation: als moralischer Sieger und pragmatischer Verlierer.

Im «Haus an der Moskwa» wird der pragmatische Sieg und die moralische Niederlage am Leben des Philo-

logiestudenten Wadim Glebow demonstriert, dessen Biographie Trifonow erstmalig von der Kindheit an bis in die Gegenwart des Jahres 1974 verfolgt³. Das geschieht einerseits von aussen, aus der üblichen Romanperspektive, andererseits von innen, aus der Sicht des im Ich-Ton berichtenden, bis zum Schluss anonym bleibenden Verfassers, der Glebows ehemaliger Schulfreund und moralischer Antipode in einer Person ist und damit zum erstenmal aus seiner kühlen Distanz heraustritt, noch nicht richtend, aber doch bereits wertend.

Der dramatische Hauptteil der Handlung spielt Mitte der vierziger Jahre. Da studiert Glebow Literatur an der Moskauer Universität, die bereits von jenen Krämpfen geschüttelt wird, die später als Kampagne gegen den sogenannten Kosmopolitismus traurige Berühmtheit erlangen sollten. Mit Sonja, der Tochter seines Lehrers Gantschuk, hat Glebow eine heimliche Liebesbeziehung; das spricht sich bald herum, ohne dass allerdings Sonjas Eltern davon erfahren.

Eines Tages wird ein Schüler Gantschuks seines Hochschulamtes entthoben, einen anderen greift die Presse an; dann ist Gantschuk selber an der Reihe. Mit Glebows Hilfe sucht man ihn aus dem Sattel zu heben. Dem Studenten wird nahegelegt, seine Diplomarbeit einem anderen Wissenschaftler anzubieten, da seine Beziehungen zu Sonja das Lehrer-Schüler-Verhältnis belasten. Glebow, der hinter diesem Vorwand zu Recht andere Gründe vermutet, wird also gezwungen, sich Gantschuk zu offenbaren. Da er sich im unklaren darüber ist, ob er Sonja angesichts der sich zuspitzenden Lage überhaupt heiraten soll, ist er davon nicht gerade be-

geistert. Für den Augenblick jedoch bewirkt seine Beichte, was sie bewirken soll: Gantschuk entlässt den kompromittierten Schüler aus seiner Obhut, aber Glebows Kontrahenten geben sich damit nicht zufrieden. Als nächstes verlangen sie, er solle auf der Vollversammlung der Fakultät gegen Gantschuk aussagen. Einer der aus Glebows Indiskretionen stammenden Anklagepunkte: in Gantschuks Arbeitszimmer stehen Büsten von Kant und Schopenhauer, womit Gantschuks unpatriotische Gesinnung bewiesen ist.

Glebow weiss, dass er nachgeben wird, aber noch bleibt ihm der öffentliche Verrat erspart. Der Tod seiner Grossmutter befreit ihn aus dem Dilemma: Glebow darf, ohne mit Repressionen rechnen zu müssen, der Versammlung fernbleiben. Nichts ist geschehen, das Leben könnte weitergehen wie bisher. Doch Glebow weiss, dass Gantschuk erledigt ist. Er schläft noch einmal mit Sonja, verspricht wiederzukommen und macht sich für immer aus dem Staube. Was folgt, ist von schmuddriger Gemütlichkeit. Glebow macht Karriere, richtet sich behaglich ein und verdrängt, verdrängt, verdrängt.

Ein politisches Sujet, so könnte man sagen, wird mit stiller, tiefer Anteilnahme und zäher Geduld als zeitgenössische Biographie des Opportunismus bis in die Gegenwart hinein verfolgt. Der Schwache, der Anfällige, der neidvoll und ängstlich Begehrende und nicht, das wäre zu einfach, der Zyniker, der skrupellos aufs Ganze gehende Machtmensch, gibt in Krisensituatationen als erster nach, gerät ins Schlittern, zieht andere mit sich und kommt doch wie ein Korken als einziger wieder unbeschädigt hoch. Denn Sonja stirbt. Gantschuks Feinden ergeht es später so

wie zuvor ihrem Opfer. Der gebrochene Gantschuk selber wird eines Tages rehabilitiert – am Schluss der Erzählung ist er ein versteinertes Wrack von sechsundachtzig Jahren.

Das Schreckliche liegt wieder einmal in der Alltäglichkeit der Begebenheit, der Banalität der kleinen Vergehen, der lebenslangen Ansammlung von so vielen, unauffälligen Gemeinheiten, bis schliesslich auch der letzte Rest Substanz verlorengeht. Aus den Erfahrungen und Beobachtungen seiner Zeit und seines eigenen Lebens hat der Autor eine Romangestalt geformt, der jeder Mann einmal begegnet zu sein glaubt, und von der man weiss, wie es mit ihr weitergehen wird. An einer ganz banalen Stelle bricht nämlich die Geschichte ab: Glebow ist im April 1974 nach Paris gereist, um als Vorstandsmitglied der Sektion Essayistik am Kongress der IALE, der Internationalen Sektion der Literaturwissenschaftler und Essayisten, teilzunehmen. Der Autor verlässt ihn, während er es sich im Hotel gemütlich macht. Glebow wird harmlos und leutselig weiterleben, weil sich die Zeiten geändert haben. Doch der Leser weiss: beim ersten Sturmzeichen wird er umfallen und einige Menschen sehr wehtun, hat er doch nach dem Bruch mit Sonja, wie erwartet werden musste, brav und folgsam ausgesagt.

Das heisst: die Essenz der Erfahrung, die Wirklichkeit, das Leben, die geschichtliche Totalität wird im psychologischen Kleinformat, im Wechsel von Hell und Dunkel, in der Präzision, der Kettenfolge minuziös beobachteter, absolut stimmender Details wiedergegeben. Dass darüber weder die Verheissung noch die Bedeutung des «anderen Lebens» verlorengeht, macht die Grösse

des ungewöhnlichen Schriftstellers Trifonow aus, der sich von Moskauer zu Moskauer Geschichte dem Nobelpreis nähert.

Helen von Ssachno

¹ Jurij Trifonow, Zwischenbilanz, Roman. Aus dem Russischen von Corrinna

und Gottfried Wojtek, Luchterhand-Verlag. – ² Jurij Trifonow, Das andere Leben, Roman. Aus dem Russischen von Alexander Kaempfe, Bertelsmann-Verlag, Gütersloh. – ³ Jurij Trifonow, Das Haus an der Moskwa, Roman. Aus dem Russischen von Alexander Kaempfe, Bertelsmann-Verlag, Gütersloh.

REISE NACH KÖNIGSBERG

Das Tagebuch von Johann Friedrich Abegg

Im April des Jahres 1798 reiste Johann Friedrich Abegg, Inspektor an einem Gymnasium in der Pfalz und später Professor der Theologie an der Heidelberger Universität, auf Einladung seines Bruders, eines wohlhabenden Kaufmanns, nach Königsberg. Er war vierunddreissig Jahre alt; für Hin- und Rückreise brauchte er, den Aufenthalt in Königsberg eingeschlossen, dreieinhalb Monate. Abegg hat ein Reisetagebuch geführt, für ihn ein Mittel, sich in einem nicht endenden Brief an Frau und Familie täglich mitzuteilen. Es gab zu der Zeit ja noch kein Telefon, die Post war auf längere Distanzen und über allzu viele Staatsgrenzen hinweg eine umständliche Sache. So waren denn die gewissenhaften Eintragungen ins Reisetagebuch nicht nur Gedächtnisstütze, sondern ein Ersatz für die Zwiesprache mit Lisette, der jungen Gattin. Johann Friedrich Abegg hat aus unmittelbarem Erleben heraus niedergeschrieben und festgehalten, wie er den Tag zugebracht, wen er getroffen und worüber er mit seinen Gastgebern gesprochen hatte. Die Aufzeichnungen waren ausdrücklich nicht zur Veröffentlichung vorgesehen, nur

für den privaten Gebrauch, und darum enthalten sie auch vollkommen unbefangen geäusserte Meinungen und Gedanken, die Abegg vielleicht nicht als einen bedeutenden Schriftsteller, zweifellos jedoch als einen aufmerksamen, intelligenten und hochgebildeten Zeitgenossen ausweisen. Als ihn, auf der Heimreise, der emsige Literat und Zeitungsmann Böttiger in Weimar aufforderte, doch etwas davon drucken zu lassen, lehnte er entschieden ab. Erst in unseren Tagen, bald einmal zwei Jahrhunderte nach der Reise nach Königsberg, liegt das Tagebuch von Johann Friedrich Abegg vollständig im Druck vor und gibt uns die ungestellte Momentaufnahme einer Zeit, die wir sonst eher aus Monumentalgemälden kennen¹.

Die Repräsentanten des deutschen Geistes Ende des achtzehnten Jahrhunderts, Herder, Wieland, Goethe, Jean Paul, Fichte und Kant, haben mit dem Durchreisenden aus der Pfalz über Fragen des Tages, über Politik und Literatur, Theologie und Philosophie gesprochen. Er war Gast an ihrem Mittagstisch und notierte sich abends den Verlauf der Konversation. Bei Böttiger

zum Beispiel traf er auf August Wilhelm Schlegel und seine Frau Karoline. Das Gespräch wandte sich zuerst der Schweiz zu, besonders dem Widerstand der Innerschweizer gegen die Franzosen. Der Satiriker Johann Daniel Falk, ebenfalls Gast bei Böttiger, will in diesem Zusammenhang nichts von Vaterlandsliebe hören und deutet die patriotischen Gefühle der Schweizer in «kleinstädtische Anhänglichkeit» um, etwas Provinzielles. Dem widersprechen Abegg und Schlegel. Später wechselt das Gespräch auf Theater. Man erzählt von Iffland, und Karoline weiss zu berichten, der Mime fühle sich in Berlin nicht besonders wohl und sehne sich nach Mannheim. Sie schwärmt ein wenig, was den Spötter Falk zu der Bemerkung veranlasst, er langweile sich oft im Theater. In dieser Weise lässt uns Johann Friedrich Abegg an seinen Begegnungen und Gesprächen teilnehmen. Es ist, wie man wohl sieht, nicht wichtig oder wesentlich, man kann selbstverständlich der Auffassung sein, dergleichen leichte Konversation sei schliesslich kaum der Überlieferung würdig.

Aber der Tagebuchschreiber hatte ja auch gar nicht die Absicht, seine Notizen an die grosse Glocke zu hängen. Es sind vielmehr Zufall oder Pietät der Familientradition, die seine Blätter für uns gerettet haben. Da sie nun vorliegen, zeigt sich, dass wir sie mit wachsendem Interesse zur Kenntnis nehmen, eben gerade weil sie die Grossen der Zeit ohne Inszenierung zeigen, Fichte und Kant privat, Goethe als weltmännischen Gastgeber, zu dessen Alltag es nun einmal gehört, dass ihn Durchreisende aufsuchen. Nicht in der Konzentration auf ein grosses Publikum, sondern lässig im kleinen Kreise

sehen wir sie so, wie Johann Friedrich Abegg sie gesehen hat.

Kulturgeschichte in Momentaufnahme: es stellt sich nebenbei die Frage, wie das denn heutzutage etwa aussähe. Abegg ist 1798 offenbar keinen Augenblick im Zweifel darüber gewesen, wen er auf seiner Reise wenn immer möglich besuchen sollte. Selbst wenn es möglich wäre, für unsere Gegenwart eine ähnliche Liste aufzustellen, bleibt fraglich, ob die Begegnungen ähnlich ergiebig wären. Die dominierenden Tendenzen sind so leicht nicht von den hochgespielten Moden zu unterscheiden. Der Verbrauch der Medien an interessanten Menschen und Neuigkeiten ist so ungeheuer gross, dass man schon lange nicht mehr darauf warten kann, bis sich einstellt, was man sucht. Wir erfreuen uns zwar, verglichen mit dem Tagebuchschreiber von 1798, einer totalen Gleichzeitigkeit der Information, die den Menschen rund um den Erdball die spontane Teilnahme am täglichen Geschehen ermöglicht. Aber der Gebrauch, den wir von diesen Möglichkeiten machen, schafft eher Verwirrung statt Übersicht. Was in dem unablässigen vorüberfliessenden Informationsbrei Füllmasse und was Fleisch sei, wüssten möglicherweise Zeitgenossen mit der Begabung und dem Wissen eines Johann Friedrich Abegg heute nicht mehr so leicht zu sagen wie er zu seiner Zeit. Wen denn, soll man sich vorstellen, hätten sie aufzusuchen den Wunsch? Etwa Jean Paul Sartre oder Herbert Marcuse? Oder Alice Schwarzer?

Neben den Porträtskizzen, die der Schreiber ohne besondere gestalterische Ambitionen einfügt, gibt sein Bericht Einblick ins tägliche Leben seiner Gesprächspartner, in ihre häuslichen Ver-

hältnisse, in ihre Schrullen. Ist unser Interesse also dem zu vergleichen, worauf etwa die neue Publikumszeitschrift «*Leute*» spekuliert? Auch da geht es ja darum, ins Privatleben der Prominenz aus Politik, Film, Kunst und Showgeschäft Einblick zu geben. Aber Abegg, ich erinnere daran, notierte sich seine Beobachtungen ausdrücklich ohne die Absicht auf Publikation, und das ist denn doch ein entscheidender Unterschied. Nie – oder doch beinahe nie – zielt das Gespräch, dem er beiwohnt, nach aussen und auf Publikumswirkung. Ein vielseitig interessierter Zeitgenosse findet ganz einfach erstaunlich leichten Zugang zu den berühmten Männern, das ist alles. Er zeichnet aber auch auf, was er über die Bernsteindrehereien in Danzig in Erfahrung bringen kann, er hält die Ansichten Herders oder Böttigers über Fragen der praktischen Theologie fest. Dann wieder will er genau wissen, wie man Zucker herstellt. Der Mann hatte auf seiner Reise Augen und Ohren offen. Was aber die Prominenten betrifft, die er aufsuchte, so erweist er sich ihrem Gespräch durchaus gewachsen. Er tritt ihnen nicht als eine Art Vorläufer der Reporter oder Interviewer entgegen, sondern als ein jüngerer Partner. Und diese wiederum sind nicht – oder fast nicht – darauf bedacht, ihr Image zu pflegen. Es geht um menschliche Beziehungen und um Sachfragen. Auch Abegg hat, wenn man denn also will, «*Leute*» besucht. Er tat es, weil er sich selber einen inneren Gewinn davon versprach. So war Europa auch einmal.

In diesem Zusammenhang scheint mir höchst bemerkenswert, dass er im Hause Goethes, wo er durch Fichte eingeführt wird und nun endlich «*den Mann des Himmels und der Erde*»

sprechen darf, sehr wohl die Neigung des Olympiers zu grandseigneuraler Selbstdarstellung bemerkt. Die Szene ist nicht ohne kritische Untertöne ins Tagebuch eingegangen. Fichtes Empfehlungsschreiben enthält die Wendung, der Überbringer brenne vor Begierde, den Mann, den er zusammen mit dem edleren Teile Deutschlands bewundere, persönlich zu verehren: «*Ohngeachtet ich ihm gesagt, dass Sie von dem leichtesten Zutritte sind, so glaubt er dennoch, dass ihm der Zutritt zu Ihnen erleichtert werden könne und dass dies durch mich geschehen könne; und ich bediene mich dieser Gelegenheit, Sie der Fortdauer meiner Verehrung zu versichern.*» So also Fichte, der Abegg den zweiten Teil seines «*Naturrechts*» mitgegeben hat, damit er es Goethe überreiche. Der Fremdling wird sogleich vorgelassen und gerät in einen Kreis von Menschen, wie er sich jeden Vormittag bei Goethe einzufinden pflegt. Geben wir Abegg für ein paar Sätze selbst das Wort:

«*Er fragte mich, ob ich Fichte schon lange kenne, lobte den Fichte, doch, deuchte mir, wie der Vornehmere lobt. Erkundigte sich nach der Absicht meiner Reise, wünschte mir Glück, dass ich durch meinen Bruder eine so interessante Reise machen könnte. Dann fragte er mich, welche Männer ich in Jena kennen gelernt habe.*» Das ist, wie man sieht, höfliche Routine und ein wenig Hilfsbereitschaft einem kontaktfreudigen Reisenden gegenüber. Abegg fährt fort: «*Göthe ist einer der schönsten Männer, die ich je gesehen habe. Fast einen halben Kopf grösser als ich, sehr gut gewachsen, angenehm dick, und sein Auge ist in der Wirklichkeit nicht so grell als in dem Kupferstich. Ruhe, Selbständigkeit und eine gewisse vorneh-*

me Behaglichkeit wird durch sein ganzes Betragen ausgedrückt. Mit keinem von der Gesellschaft unterhielt er sich besonders lange. Er ging aus einem Zimmer ins andere, und machte bald diesem, bald jenem ein freundlich Gesicht.» Der Tagebuchschreiber bewahrt sich jederzeit und selbst in diesem für ihn ausserordentlichen Augenblick seine nüchterne Aufmerksamkeit. Vielleicht ist er nicht ein allzu glänzender Stilist; das Wesentliche an Goethes weltmännischer Selbstdarstellung in Gesellschaft hat er dennoch nicht übel getroffen, wie es scheint. Abegg ist immer bereit, auf die Menschen einzugehen, denen er begegnet, und er kann es um so unbefangener, als ihn sein Selbstvertrauen nie verlässt. Einmal macht er sich Vorwürfe, dass er selbst sich nicht auf einen Gegenstand konzentriert habe und als Schriftsteller hervorgetreten sei. Denn die Unterhaltungen während seiner Reise haben ihm die Gewissheit gegeben, dass er gegen die ersten Männer Deutschlands nicht verschwinde und nicht versinke. Mit Ernst und Besonnenheit ist das niedergeschrieben, ganz als habe das Erlebnis seiner Reise seine produktiven Kräfte geweckt.

Die Schriftstellerberühmtheiten des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, die Klassiker und die andern, waren von stolzer Feierlichkeit offenbar weit entfernt in ihrem persönlichen Umgang. Herder, von dem das Gerücht einer gewissen Grämlichkeit umgeht, begiegt Abegg als «*die Freundlichkeit selber*», ohne alle Anmassung oder Herablassung. Jean Paul in Leipzig, bei dem der Reisende zwei Stunden in höchst angeregtem Gespräch zubringt, gibt seinem Besucher freimütig Einblick in die Schwierigkeiten, die er selbst und andere mit der Weimarer Klassik ha-

ben. Abegg resümiert noch einmal seinen Eindruck von Goethe, den er vornehm und von einer kalten Erhabenheit gefunden hat, die eher zurückstosse. Dem widerspricht Jean Paul denn doch: so etwas sei Goethe nicht natürlich, er gebe sich so, um sich auf der Höhe zu halten. Beide Gesprächspartner in Leipzig sind der Meinung, die klassische Wende, die Mass halte in allem, sei das Höchste wohl nicht. Man tauscht also Urteile über Menschen aus. Ein grosser Teil der Unterhaltungen bezieht sich darauf, dass die Teilnehmer ihren Eindruck über Persönlichkeiten formulieren und vergleichen. Aber Klatsch ist es dennoch nicht, weil durch diese abwägenden Urteile hindurch das Menschenbild anvisiert wird, die Krönung humanistischer Bildung.

Grossen Raum nehmen im übrigen politische Themen ein, was in dieser Zeit der grossen Umwälzungen nicht verwundert. Johann Friedrich Abegg hat nicht versäumt, in Berlin jenen Abbé Sieyés aufzusuchen, der als Verfasser der Schrift «*Qu'est-ce qu'est le tiers état?*» in die Geschichte eingegangen ist. Sieyés war damals französischer Gesandter am preussischen Hof, und Abegg sucht ihn auch darum auf, weil er meint, von ihm ausgestellte Pässe für die Heimreise zu benötigen. Als sich herausstellt, dass er sie nicht braucht, sagt Abegg: «*So habe ich Sie doch gesehen!*» Der Abbé erwidert kühl, es sei höflich, dass er dies für einen Vorteil halte.

An Immanuel Kants Mittagstisch hat man, im Beisein preussischer Beamter, über die Segnungen der Französischen Revolution, die Unhaltbarkeit der Leibeigenschaft in Russland und die Unabdingbarkeit bürgerlicher

Rechte und Freiheiten seine Ansichten frei ausgetauscht. Es stellt sich bei der Lektüre der Tagebucheintragungen über derartige Unterhaltungen die Gewissheit ein, dass Europa damals als geistiger und politischer Raum, als lebendige Wirklichkeit sowohl bei den Danziger und Königsberger Kaufleuten wie bei den Repräsentanten der Literatur und der Wissenschaft eine durch Tradition und Leistung bestimmte Grösse war. Damit war nicht umzu-springen nach Belieben, davor hatte sich auch der Mächtige zu bewähren. Gerade weil Abegg nicht als eigenständig gestaltender Schriftsteller auftritt und seine privaten Aufzeichnungen die Zufälligkeit seiner Begegnungen und Gesprächsgegenstände vielfach nur in lose geordnetem Nebeneinander spiegeln, ist diese Feststellung wichtig. Im Hause Kants waren die aktuellen Pläne Bonapartes ein mehrmals wiederkehrendes Thema. Man erwog seine Chancen und hoffte hinsichtlich der gegen England gerichteten Absichten auf Erfolg. Man zog das Tagesgeschehen vor das Tribunal der Ideen.

Es trifft sich, dass während Abeggs Aufenthalt in Königsberg Friedrich Wilhelm III. zur Huldigungsfeier in der Stadt eintrifft, ein Ereignis, das allenthalben diskutiert wird, wobei die unabhängigen Stellungnahmen der Kaufleute, des Bürgertums und der Beamten von besonderem Interesse sein dürften. Abegg hält das alles getreulich fest und gibt damit ein Bild des erwachten Selbstbewusstseins der tragenden Schichten. Man muss dieses gesellschaftliche Klima in Rechnung stellen,

wenn man Immanuel Kants Lebensrahmen erfassen will. Abegg lernt den Philosophen allerdings in einer Lebensphase kennen, in welcher er ein eher behagliches Dasein führt und seine Tage heiter geniesst. Man sagt dem jungen Reisenden, Kant lese seine eigenen Schriften nicht mehr und vergesse, was er geschrieben habe. Auch verstehe er wahrscheinlich nicht mehr recht, was er einmal habe sagen wollen. Seine Schwachheit sei, dass er alles, was man ihm sage, sogleich auch weitererzähle. In heiterem und leichtem Tone entwickelt sich an seiner Tafel die Konversation. Es wird Rotwein getrunken, den Kant wiederholt mit Lob bedenkt. Der alternde Philosoph hat seine Schrullen. Er lässt sich täglich um vierdreiviertel Uhr wecken, aus keinem andern Grund, als damit sein Bedienter nicht nachlässig werde. Wie neugierig Kant auf den Lauf der Welt ist, geht daraus hervor, dass man ihm täglich die Probebogen der Berliner Zeitung schicken muss, weil die früher erhältlich sind als das Blatt selbst.

Am 14. Juni 1798 übergibt er dem jungen Gast aus Heidelberg zum Abschied zwei Rosen. Sie sind in der Familie Abegg beinahe hundert Jahre lang pietätig aufbewahrt worden, Rosen aus der Hand des Philosophen Immanuel Kant.

Anton Krättli

¹Johann Friedrich Abegg, Reisetagebuch von 1798. Herausgegeben von Walter und Jolanda Abegg in Zusammenarbeit mit Zwi Batscha, Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1976.

HINWEISE

Späte und frühe Gedichte von Oda Schaefer

Oda Schaefer stellt sich in einem Gedicht vor:

«*Das alles bin ich heute
Ich bin das Kind und bin
Der alte Mensch
Der bald den Stock wird brauchen
Im Alter Dreibein
Wie die Sphinx das Rätsel nannte.
Und auch das Mädchen
Bin ich noch
Von fünfzehn Jahren
Das so ernsthaft war
Und alle Bücher las
Und sterben wollte
Weil das Leben schmerzte.
Die junge Frau im Wochenbett
Dem Tode nahe
Die leben wollte, nichts als leben
Und nochmals trinken diese süsse Luft
Des Frühlings.
Dann später jene Unglückselige
Mit sich zerfallen
Nur Rettung suchend im Gedicht
Die Liebende
Die den Geliebten nie erreichte
Apollofalter hinter Glas.
Bis dann die Qual des Ich
Sich löste fast in Tränen
Der Stein dem Tropfen unterlag
Und dunkel gross erhab sich
Das Du
Gebot des Gottes
Dem ich diene selbstvergessen.*

*Das alles bin ich heute
Und meine Summe
Ist die geheime Zahl
Der Ewigkeit.»*

Die Lebensdurstige, egoistische, die alles an sich reisst, Tod und Leben überschwenglich, und dann die Lebenskundige, die im Du aufgeht, beide finden sich in den Gedichten. Die Lebensdurstige zeigt sich in den frühen, den Gesetzen der Poesie folgenden Gedichten, die übersprudeln von lyrischen Wörtern und gesteigerten Gefühlen: «Du träumst, noch betäubt von Schwüle», «Harfe, golden, Süd, Knabe, Mohn, hold, lieblich, Waldhorn usw.» Unerlöst ist dieser Gesang des mit sich selber ringenden Ich. Schön und klar sind die Gedichte, die sich ans Du richten, die Ausdruck folgender Verse sind:

«*Ich solle nur das Ich vertauschen
Mit dem, was mich entzückt.»*

Im Vertauschen des Ich mit dem Entzückenden liegt eine neue Freiheit. Oda Schaefer kann nun auf Versmass, Reim und einziger Lyrik gehörende Wörter verzichten. Das heisst nun nicht, dass es weder lyrische Wörter noch Rhythmus gibt in den späteren Arbeiten. Ganz im Gegenteil. Doch fallen sie nicht mehr so schwer ins Gewicht, sind nicht mehr so vordringlich. Die Aussage, der Sinn des Gedichts gibt ihm seine äussere Form. Von innen her

entstehen die Gedichte ans Du, von aussen her die des in sich gefangenen Ich.

Das ist auch die Mission von Oda Schaefer: *Verliere Dich ans Du* (Oda Schaefer, *Der grüne Ton*, R.-Piper-Verlag, München 1973). *D. S.-K.*

Band zwei enthält ausserdem den editorischen Bericht und einen reichhaltigen Bildteil (Deutscher Taschenbuch-Verlag, Nr. 6072, 2 Bände).

Karl Kraus an Sidonie Nádherný

Die Ausgabe der Briefe von Karl Kraus an Sidonie Nádherný, Dokumente der zarten Empfindung eines unerbittlichen Kritikers, sind schon einmal herausgegeben worden von Heinrich Fischer und Michael Lazarus. Die Herausgeber erlebten das Erscheinen nicht mehr. Walter Methagl und Friedrich Pfäfflin übernahmen die Redaktion der Neuausgabe im Deutschen Taschenbuch-Verlag, der das Briefwerk eigentlich erst einem breiteren interessierten Kreis zugänglich macht. Von 1913 bis 1936 hat Karl Kraus, zuweilen fast täglich, an seine Geliebte geschrieben. Der unbestechliche Publizist und kritische Erzieher seiner Zeit erscheint hier als Privatmann, als Mensch, doch kommt bei der Lektüre dieser Billette und Postkarten, dieser Mitteilungen und Erklärungen nie das Gefühl auf, man begehe als Leser eine Indiskretion: die Persönlichkeit von Kraus wird um einen bisher nicht bekannten Zug ergänzt, nicht enthüllt. Unerschöpflich ist, was nebenbei an Informationen über Zeitgenossen, über den Lebensstil auf den böhmischen Adelsgütern in den Jahren zwischen den Weltkriegen, über Reisen in die Schweiz und nach Italien geboten wird. Friedrich Pfäfflins Anmerkungen sind hilf- und kenntnisreich.

Der Atem Griechenlands

Johannes Poethen, Lyriker und Publizist, legt seine Liebeserklärung an Griechenland vor, erlebte Landschaften in Beschreibungen, die Kulturgeschichte und gegenwärtige Erfahrung nahtlos verbinden. In einem umfassenderen Sinn wird in dem Prosaband der Raum alter griechischer Kultur ausgeschritten: ein «kretisches Mosaik» gehört ebenso dazu wie «sizilianische Notizen» (Claassen-Verlag, Düsseldorf 1977).

Autorenbücher

Materialienbände, Einführungen für den Leser deutschsprachiger Gegenwartsliteratur erscheinen in wachsender Zahl in den Verlagsprogrammen. Als Gemeinschaftsproduktion der Verlage *C. H. Beck* und *edition text+kritik* hat eine Reihe zu erscheinen begonnen, die durch ihren klaren Aufbau überzeugt. Die Bibliographie der Werke und der Sekundärliteratur schliesst jeweils die knappe Interpretation ab, die ein mit Autor und Werk vertrauter Germanist und Kritiker verfasst hat. Als Beispiele seien hier angezeigt: *Rainer Taëni, Rolf Hochhuth; Peter Schünemann, Gottfried Benn; Bernhard Sorg, Thomas Bernhard*.

Robert Walser

Das Jahr 1978 wird – nach dem Hesse-Jahr 1977 – ein Robert-Walser-Jahr sein: der Dichter ist am 15. April 1878 geboren. Bei aller Skepsis gegenüber der Literatur-Rezeption in Dezimal- und Zentenar-Schriften wird man in diesem Fall gerne hoffen, das Jubiläumsjahr bringe dem schalkhaften Prosaisten, was ihm schon Hermann Hesse gewünscht hat: eine grosse und wachsende Leserschaft. Diesem Ziel dienen zweifellos Editionen, die neben der Gesamtausgabe erscheinen. Miniaturen, kurze Prosa von *Robert Walser* gibt zum Beispiel neu in *Poetenleben* (Suhrkamp-Taschenbuch) und *Die Rose* (Bibliothek Suhrkamp). In der gleichen Reihe ist – erfreulicherweise – auch wieder das Erinnerungsbuch von *Carl Seelig* greifbar: *Wanderungen mit Robert Walser*.

Joyce und die Entstehung des «Ulysses»

Frank Budgen, der Maler und Freund von James Joyce, hat vor dem Ersten Weltkrieg wie der Dichter in Zürich gelebt. Keiner war wie er der Vertraute des Iren, und was er in der Erinnerung aufgezeichnet hat, ist über die Jahrzehnte seither der lebendigste und

unmittelbarste Bericht über die Entstehung des «Ulysses» geblieben. Budgen konnte Briefe des Autors verwenden, die ihm dieser aus Triest über den Fortgang seiner Arbeit geschrieben hat. Sein letztes Gespräch mit Joyce fand im Frühling 1939 statt, und zwar in Paris. Die deutsche Übersetzung der Erinnerungsschriften von Frank Budgen ist im *Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main* 1977, erschienen.

Walser Volkstum

Seit 1968 orientiert *Paul Zinslis* umfassende, reich illustrierte Darstellung von Geschichte und Volkstum der Walser eine stets wachsende Leserschaft. Soeben ist das Buch in vierter Auflage erschienen (*Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart*). Es geht der Walser-Wanderung durch die Alpen nach, beschreibt die Sprache des Volkes und seine Kultur und ist eine in jeder Hinsicht abgestützte Beschreibung jenes zähen Volksstamms, der in den Bergbauern einiger Bündner Bergtäler, Liechtensteins, des Vorarlbergs und des Piemonts weiterlebt. Zinsli geht nicht nur den historischen Quellen und Zeugen nach; er verfolgt die Walser auch im Wandel der Zeiten bis auf unsere Tage. Mundartproben und zahlreiche Abbildungen ergänzen seine Monographie im Sinne sprechender Dokumentation.